

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 34

Artikel: Das kantonale Frauenspital in Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

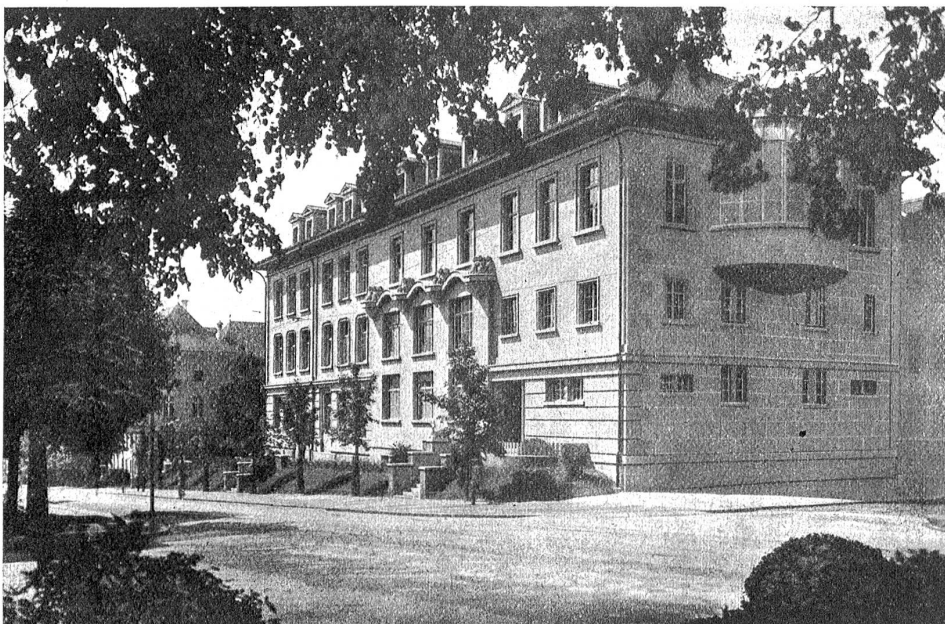
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das kantonale Frauenspital in Bern.

„O! sagte lachend das Mädchen. „Man sieht, mein Herr, daß Sie aus den großen Städten an der Küste gekommen, wo man glaubt, bei uns gehe es noch zu, wie in den Zeiten des seligen Lederstrumpfs. Wir haben hier allerdings in der Nähe sogenannte Wilde, ja selbst ganze Indianerdörfer, wie z. B. Mara, wo Leute vom alten Stamme der Chippewaner leben. Aber das sind die besten Menschen, die es gibt, Methodistmissionäre haben sie zum Christentum bekehrt und aus den ehemaligen verwegenen Kriegern ein friedliches Volk von Ackerbauern gemacht, die höchstens zur Jagd die Flinte in die Hand nehmen und den Speer zum Lachsfang.

Der ist auf der Schlangeninsel geflochten worden, die in einem stillen Waldsee nicht fern von unserer Behausung liegt. Jener ganze See und die Insel gehörten nach einem neuerdings bestätigten Vertrage für ewige Zeiten den Resten der indianischen Nation dieser Gegend. Und gerade deshalb, weil man die guten Leute hier duldet und in ihren Rechten schont, sind sie unsere besten Nachbarn.“

Das junge Mädchen erzählte dies und ähnliches mit um so größerer Redefertigkeit, als ihr, je mehr sie in die Tiefe der Wälder kamen, die Schweigsamkeit ihres vorher so beredten Begleiters aufzufallen und beinahe Angst zu machen begann. Erst jetzt bedachte sie, wie sie eigentlich einem gänzlich Unbe-

kannten dadurch, daß sie sich in seinen Schutz begeben, ein kaum zu rechtfertigendes Vertrauen geschenkt habe.

(Fortsetzung folgt.)

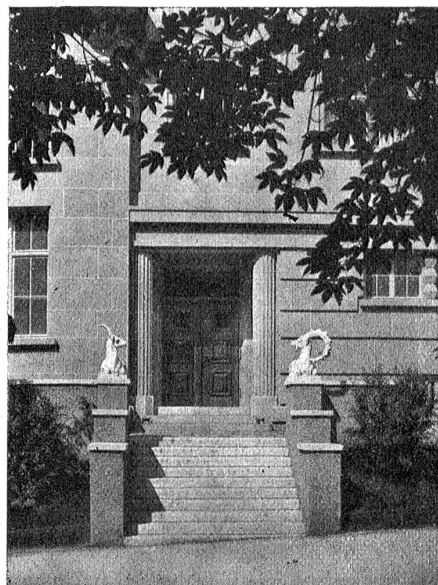
Das kantonale Frauenspital in Bern.

Im Jahre 1482 gab es laut Urkunde 4 Hebammen in der Stadt Bern; gleichzeitig war in der sogenannten „Glendherberge“ eine Wehmutter angestellt für besondere Fälle. Hier wird man den Anfang der bernischen Frauenklinik und Entbindungsanstalt zu suchen haben. In späterer Zeit entstanden Notfallstuben im Bürgerspital und im Insel-



Eingang für Patienten.

Sie und ihre Frauen und Kinder besuchen uns oft und bringen dem Vater seltene Pflanzen; auch einer der Körbe, der an Ihrer Satteltasche dort hängt, ist indianische Arbeit.

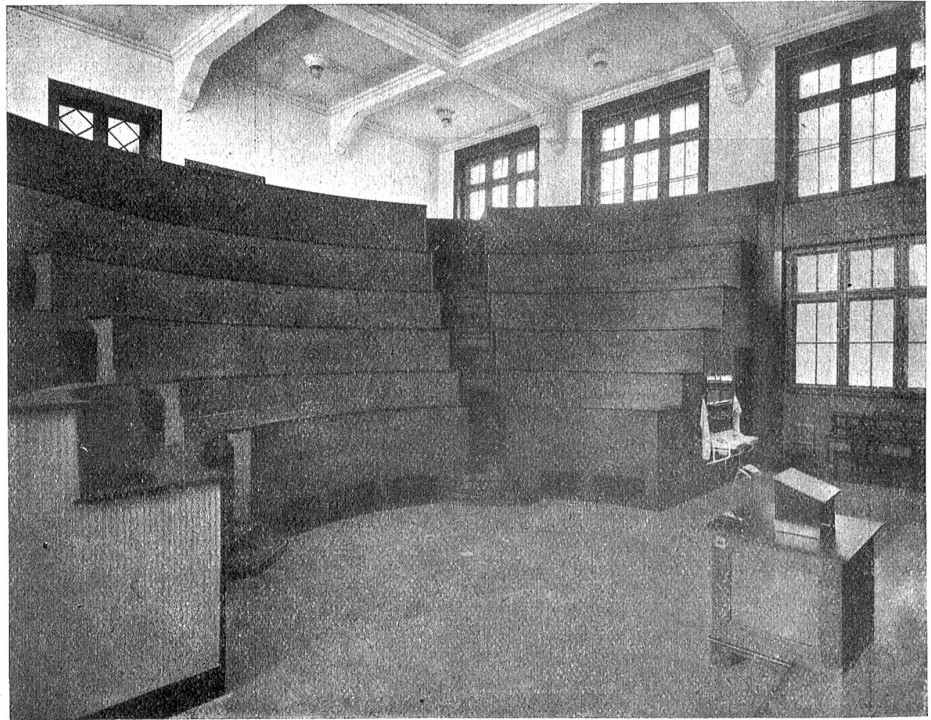


Studenten-Eingang.

spital. Wie damals die Hebammen herangebildet wurden, ist uns nicht bekannt; jedenfalls bestand noch keine Hebammenschule. Erst im Jahre 1782 wurde in Bern eine solche eingerichtet auf die Anregung eines Dr. Venel aus Yverdon hin,

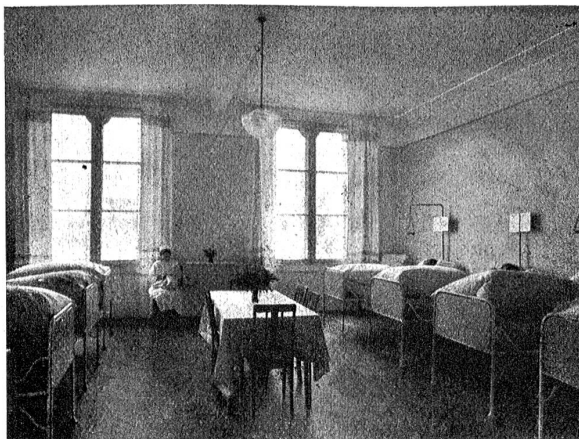
der die Gnädigen Herren in Bern auf die Roheit und Unzulänglichkeit der damaligen Geburtshilfe aufmerksam gemacht hatte. Die im Jahre 1809 gegründete Akademie besaß auch schon eine medizinische Fakultät, und diese lehrte in einem besondern Fach die Entbindungskunst, zunächst wohl bloß theoretisch. So waren bei der Gründung der Berner Hochschule im Jahre 1834 schon kleine Anfänge einer wissenschaftlich geförderten Geburtshilfe vorhanden. Alle Institute, die diesem Zwecke dienstbar waren, die Entbindungsanstalt, die Notfallstube in der Insel und die geburts-hilfliche Poliklinik, wurden unter die Direktion des Professors der Geburtshilfe an der Hochschule gestellt und 1836 in das Gebäude an der Brunnengasse, das früher als Salzmagazin diente, untergebracht. Die „Hebammenschule“ an der Brunnengasse*) erfuhr 1853 durch den Aufbau eines Stockwerkes eine Erweiterung. Aber erst 1865 wurde in Bern auf Anregung von Prof. A. Preilly, den die Regierung aus Salzburg berufen hatte, eine eigene gynäkologische Klinik mit 12 Betten errichtet; sie mußte in ein Staatsgebäude an der Herrengasse verlegt werden.

Das Institut an der Brunnengasse wurde bald einmal zu eng; auch entbehrte es jeglichen hygienischen Komfortes. Ein Neubau wurde zur dringlichen Notwendigkeit. Es entstand 1872–76 auf der Großen Schanze das kantonale Frauenhospital, im Volksmund aus nicht zu mißverstehenden Gründen das „Schredhorn“ genannt. Damals stand das Institut unter der Leitung von Prof. Dr. Müller. Schon 1895 wurde durch Landankauf die Erweiterung des Spitals sicher gestellt, das mit der Zeit sich als zu klein erwies; es wurde vorerst ein neuer Operationsaal auf der Nordseite des Hauptbaues geschaffen, da es sich zeigte, daß die Ausführung schwerer Operationen im bestehenden Geburtsaal nicht mehr möglich war. In den Jahren 1910–12 wurden verschiedene größere Arbeiten, wie Einrichtung der elektrischen Beleuchtung und



Blick auf die Hörsaalbestuhlung.

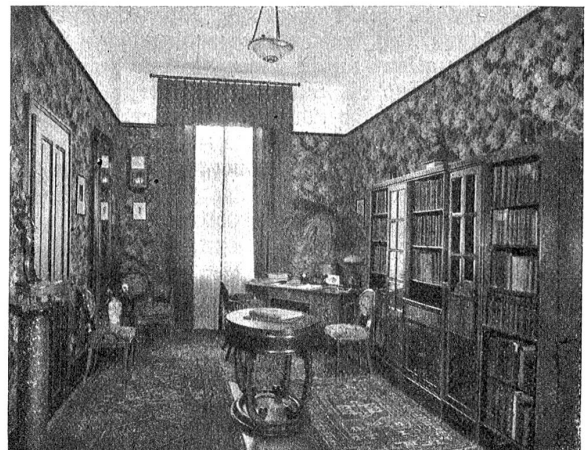
Hochbauamtes zur Erweiterung des Frauenspitals, das ursprünglich für 138 Patientenbetten gebaut war, auf deren 322. Dieses Erweiterungsprojekt sah endlich die schon lange dringlich gewordene Trennung der Spitalräume von den Unterrichtsräumen vor. Auch die operative Abteilung sollte aus dem unruhigen Spitalbetrieb abgesondert und für sich untergebracht werden. Im weitem schuf es für den Heiz- und Wäschereibetrieb eine entsprechende Erweiterung und für Verwalter und Heizer und andere Angestellte neue Wohnungen. Diese projektierten Bauten wurden in der Zeit vom 1. August 1919 bis Ende 1921 ausgeführt mit einem Kostenaufwand von rund Fr. 1,329,000; für die Innenausstattung, Maschinen- und Apparateanschaffung standen Fr. 229,000 zur Verfügung. Am 15. Juni 1921 wurde der neue Unterrichtsflügel mit einer Einweihungsfeier, an der Herr Prof. Dr. Hans Guggisberg, der heutige Direktor des Frauenspitals,



Neues Krankenzimmer.

die Erstellung eines neuen Pavillons für 38 Betten vorgenommen. Ins Jahr 1917 fällt das Projekt des kantonalen

*) Vergl. Jahrg. 1921, S. 581.

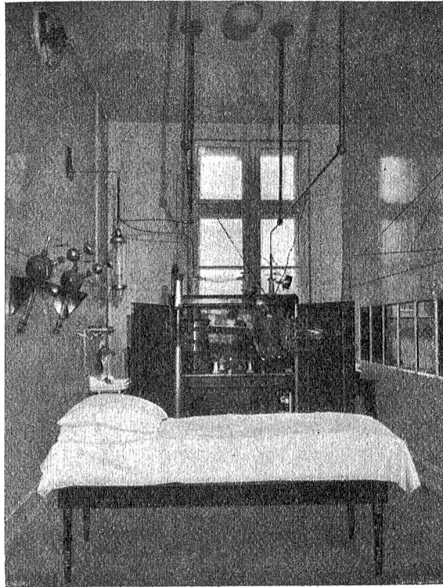


Privatzimmer des Direktors.

der gynäkologischen Poliklinik und der Hebammenschule die Eröffnungsrede sprach, der Öffentlichkeit übergeben.

* * *

Es versteht sich von selbst, daß dem Erweiterungsbau die sämtlichen erreichbaren technischen Fortschritte des Geburtshilfeunterrichtes nutzbar gemacht wurden. Im neuen Unterrichtsflügel befindet sich, durch zwei Stockwerke gehend,



Röntgen-Raum.

der neue, 120 bis 150 Zuhörer fassende große Hörsaal, mit amphitheatralisch angeordneter Bestuhlung und moderner Verdunkelungsvorrichtung, in dem neben dem theoretischen Unterricht auch populär-wissenschaftliche Vorträge stattfinden.

Angrenzend an diesen großen Hörsaal liegen auf der einen Seite gegen das alte Spital die Vorbereitungsräume mit dem Projektionsraum, der ermöglicht, die Projektionen von rückwärts auf die Bildfläche im Hörsaal zu bringen.

Ein eigener Eingang von der Schanzenstraße aus macht diese Räume sowie die Wohnung des Verwalters, die auch im Unterrichtsflügel im I. Stock untergebracht ist, unabhängig vom Spital und direkt zugänglich.

Lotale für Demonstrationsmaterial mit photographischer Dunkelkammer und kleines Laboratorium für bakteriologische Untersuchungen sind rings unter die Hörsaalbestuhlung eingebaut.

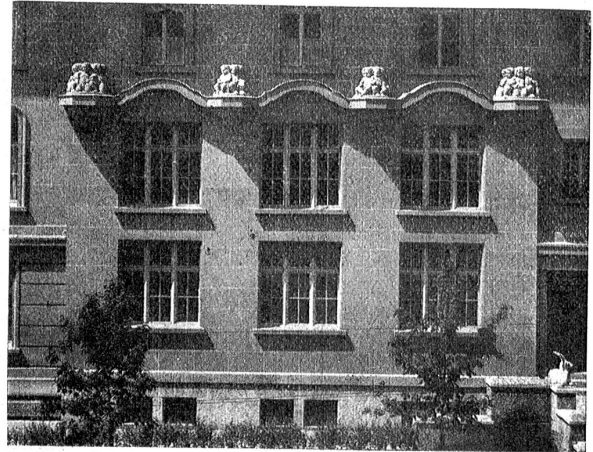
Der ganze II. Stock dient der Operationsabteilung, deren Einrichtung nach den modernsten Grundsätzen erfolgte. Der große Operationsaal ist gegen Norden gerichtet. Unmittelbar an ihn sind die Sterilisation, Ärzte-Desinfektion und der Raum für Instrumente und Verbandstoffe angegliedert. Ein besonderes Narkosezimmer erspart den operativen Patienten vor der Operation den Einblick in die eigentlichen Operationslokale. Eine große, helle Apotheke, welche neben der beschriebenen Operationsabteilung liegt, dient der Zubereitung von Medikamenten, welche das Spital an die Sterilisation angeschlossen, dient für kleinere Operationen in großer Zahl benötigt. Ein Operationszimmer, unmittelbar tionen und Untersuchungen.

Im Dachfach finden angehende Wöchnerinnen Unterkunft in drei Zimmern mit ihren Dependenz.

Im Dekonomiegebäude oder Wäscheflügel, der durch einen unterirdischen Korridor mit dem Soufol des Hauptgebäudes verbunden ist, wurde ein neues zentrales Kesselhaus mit anschließendem großem Kohlenraum (letzterer im Unterrichtsflügel) und besonderer Werkstatt für den Maschinisten durch Unterfahren des ganzen Flügels geschaffen. Im Parterre findet sich die Wäscherei mit anschließendem Tröckneraum vor. Im I. Stock ist die Glätterei

mit anschließendem Fliedraum plazierte. Der II. Stock enthält die Wohnung für den Maschinisten und Hilfsheizer. Der Estrich dient der Unterbringung der Kleider von Patienten der allgemeinen Krankenabteilung und als Wäschetröckne.

Die Desinfektionsanlage, in welcher bei epidemisch auftretenden Krankheiten Betten, Wäsche und Kleider desinfiziert werden, liegt im Parterre und ist mit der Wäscherei verbunden. Ebenfalls vom Parterre des Dekonomiegebäudes aus sind die Ställe für Versuchstiere erreichbar.



Hörsaal-Vorbau.

Der Erweiterungsbau ist dem alten Bau glücklich angepaßt und macht architektonisch einen guten Eindruck. Beachtenswert sind die Skulpturen von Karl Hänni, die dem Spital von den Studenten und andern Freunden geschenkt wurden: die vier Kindergruppen am Mittelbau und die Tierfiguren an den drei Treppenaufgängen von der Schanzenstraße her.

Die Kinderlose.

Vor deiner Kammer, kleine Frau,
Stehn wir Nacht um Nacht,
Klopfen an deiner Kammer Tür
Mit kleinen Füßchen sacht.

Klein' kleine Seelchen sind wir
Und haben kleinen Leib:
Gott Vater selber schickt uns dir,
Der uns zu leben gebeut.

Nacht ist's ums Haus,
Und das Haus ist zu,
Niemand läßt uns ein,
Klein' kleine Seelchen weinen im Wind:
„Mütterlein . . .“

Kleine Füßchen trippeln dann
In die Ewigkeit . . .
Weinen wirst du, kleine Frau,
In deiner Kammer weit.

Clara Nobis.

Die Zweitönigen.

Von Gottfried Heß.

In Jeremias Gotthelfs Werken lesen wir mehrmals von der Eintönigkeit manches Emmenthalerbauern. Gotthelf versteht darunter die einseitig betonte Einstellung zum Leben und zur Umwelt. Dem Eintönigen bleiben Zustände und Gefühle

anderer fremd; er verharrt bei seiner einseitigen Lebensauffassung und ist gleichsam nur auf diesen einzigen Ton eingestellt.

Nicht so die Familie Schwämmler aus der Stadt. Sie ist durchaus zweitonig. Es war ein Glück für uns, daß diese lieben Leute ihre Ferien bei uns auf der Vergessenbachalp zu brachten. Da erfuhren wir doch endlich, was für bevorzugte Wesen wir eigentlich waren.

Schon bei der Ankunft bemerkte Herr Schwämmler, daß es bei uns wohlthuend fühl sei. Aber das war nur der Auftakt zu einer ganzen Komplimentensymphonie. Nelly, die Tochter, fand den Aufenthalt hier oben einfach reizend und verwunderte sich in allen Tonarten über die armen Verblendeten, die in der Stadt bleiben und sich einer solchen Gefangenschaft freiwillig ergeben konnten. Aus diesem Paradiese sei sie nicht so leicht wieder wegzubringen, behauptete die knospenjunge Fee. Frau Schwämmler aber mußte mehrmals ihre schwärmerischen Augen trocknen, wenn sie unsere Bergwelt lobte, und als der Gymnasiast und Enthusiast Edgar mit zwei selbstgeschwifteten lyrischen Gedichten unseren lauschigen Wald und die sonnigen Weiden mit der würzigen Luft und allem Zubehör ins allergünstigste Licht setzte, hätte unser Selbstgefühl vollends auf „schön Wetter“ steigen sollen. Soviel blieb doch einstweilen sicher: Unser Wohnsitz war im Schicksalsbuche bei den „Meistbegünstigungen“ eingetragen. Aber bei uns ist es eben wohlthuend fühl, wie schon Herr Schwämmler bemerkt hatte, und deshalb ließ sich unsere Stimmung nicht künstlich überhizen. Auch Sommerferien haben ein Ende und mit ihnen ebenfalls der Ferienton. Mit merklicher Ungeduld hasteten am Ende doch die Gäste der Vergessenbachalp wieder der Stadt zu. Uebrigens versäumten Schwämmlers bei ihrer Abreise keineswegs, uns zu einem Besuche bei ihnen einzuladen.

Gestern machten wir von dieser Einladung Gebrauch und lernten bei dieser Gelegenheit Schwämmlers anderen Ton kennen. Das Rätsel, im Gassenwirrwarr die Nummer 197 a herauszufinden, war gelöst, und wir mußten uns nur noch in den dritten Stock hinauf treppenwendeln. Wir malten uns gerade aus, welche Erinnerungsfreude wir aus den Bergweiden in die Enge jenes steinernen Käfigs tragen wollten, als sich uns von oben ein Jüngling pfeifend näherte. Eigentlich ist es ein Ueberfluß beizufügen, daß er den „Bummelpetrus“ durchpiff, diesen bei Jung und Alt Wunder wirkenden Neugewinn unserer herrschenden Musikempfindung. Der Schnabelmusikant, unser ehemals so lyrische Edgar, erging sich nach flüchtiger Begrüßung in einem großartigen Redegesprudel: Boxmatz — Halbschwergewicht in der zweiten Runde knock-out — prachtwoll ... Ja, so etwas gabs denn doch auf der Vergessenbachalp nicht. Edgar eilte sehr, und bald hatte ihn der Treppentrater verschlungen. Im dritten Stock meldete uns eine gedruckte Karte: Friedrich Wilhelm Schwämmler, Bezirksagent. Wir läuteten, und die Frau Bezirksagentin öffnete uns. Würdig vom Scheitel bis zur Filzsohle stand sie vor uns wie eine antike Priesterin, welche neuangekommene Pilger mustert, ob sie würdig seien, das Allerheiligste des Tempels zu betreten. Schließlich gelang es uns, der guten Frau begreiflich zu machen, wer wir waren, und das Allerheiligste tat sich uns auf. Natürlich waren wir artig genug, Möbel und Ausstattung Stück für Stück zu bewundern, und unsere Ehre war gerettet. Das zeigte sich in den Ausrufen: „Wie, ihr seid noch immer auf der Vergessenbachalp? Du gütiger Gott! Dort würden wir es nicht einen Tag auszuhalten. Aber ihr bestrebt euch doch, sobald als möglich in der Stadt Anstellung zu finden; denn es wäre wirklich traurig, wenn Leute mit soviel ...“ Wir ließen sie nicht austeden, denn wir hatten diese prompte Gegenleistung auf unser Möbelrühmen nicht nötig. Wir klammerten uns an die Möglichkeit, den Originalwandtschmuck anzustauen. Da brach die Tochter Nelly aus der Enge ihres Versteckes (sie nannten es Schlafzimmer) hervor und war freiert und ausgestaffiert wie die leibhaftige Versuchung des

heiligen Antonius. Sie wollte die Wandtschmuckkomplimente persönlich entgegennehmen; — denn der „an alle Wände gehängte“ Künstler war ihr Verlobter. Nun blies der Ruhmwind von dieser neuen Richtung her. Mit einem Seitenblick erfaßte ich rechtzeitig die Noten des bereitgestellten Etüdenheftes auf dem geöffneten Thürmer. Was konnte uns außerdem noch bevorstehen? Etwa die Schlafzimmersausstattung, dann Herr Schwämmler in eigener Person und wer weiß was noch alles. Wir zogen aber vor, auf alle weiteren Herrlichkeiten zu verzichten und unterließen es auch, Alpweidenluft in jene engbegrenzte, ruhmredige Armut zu tragen. Wir betrachteten uns schon in der zweiten Runde knock-out.

Der Niesen.

Welch ein Genuß, dieses Steigen!

Langsam, in leisen Schwingungen schwebt der Wagen der Drahtseilbahn empor, über die weißschäumende Kander, über blumige Wiesen. Der ernste Tannenwald mit seinem feierlichen Schweigen nimmt uns auf.

Langsam geht es in die Höhe, mit einer festlichen Ruhe. Das ist so, als versänke allmählich das Tal mit seinen Dörfern und Weilern, die weißen und braunen Häuser mit roten und grauen Dächern. Hinter dem Tale aber wachsen die Berge empor — höher, höher.

Immer weiter wird der Blick. Hinter den ersten dunklen Bergrücken erheben sich mächtige Schneekuppen, dräuende wilde Felsenhörner reden sich, vereinigen sich in überraschenden Linien zu einer lüdenlosen Kette.

Ein Bild von überwältigender Schönheit entsteht Strich um Strich ...

Auf halber Höhe liegt Schwandegg, die Zwischenstation. Und nur wenige Schritte dahinter liegt eine kleine Alpwiese. Ringsum steht der stumme Tannenwald. Ueber die dunklen Wipfel hinweg aber sieht man die schimmernden Schneeberge, sieht man tief unten den blauen See, herrlich eingebettet in seinen grünen Ufern. Und viele Dörfer sieht man und Flüsse und gelbe Straßen.

Ringsum steht der feierliche Tannenwald. Alte, knorrige Stämme von gewaltigem Umfange, gedrungene Gestalten, die in ununterbrochenem Kampfe mit Sturm und Kälte emporgewachsen sind. Bis tief zum Erdboden hängen ihre Äste und ihre Rinde ist mit grauen, zottigen Flechten überwuchert ...

Unten im Tal lastete schwer die drückende Schwüle des Augusttages. Hier oben weht leise eine kühle Höhenluft. Unten im heißen Tal, in den Dörfern lärmt der Alltag. Hier oben ist eine heilige Ruhe.

Einmal ist der Wald. Funkelnde Sonnenstrahlen durchwandern ihn. Langsam gleiten sie von Stamm zu Stamm und wehen da und dort im düsteren Schatten heimliche Bilder auf, die alten, unbekannten Märchen gleichen. Kleine, freundliche Bilder, die nur um so köstlicher sind, weil überall hinter den schwärzlichen Zweigen die Riesenberge stehn mit ihrer starren Pracht des ewigen Schnees.

Lange Schatten fallen von unsichtbaren Höhen nieder und machen die Tannen geheimnisvoller und schwärzer. Durch die dunklen Zweige aber leuchten hell die sonnenbeschiedenen Schneefelder.

Durch den Wald kommt gedämpft das Herdengeläute und zuweilen ein scharfer Jauchzer der Semmen. Und zuweilen rauscht hoch oben in den Wipfeln der frische Wind. Nur die Wipfel bewegen sich sachte hin und her.

Noch einmal vertraut man sich dem roten Wagen an und dem langen schwarzen Drahtseil. Und wieder schwebt man zur Höhe.

Mächtiger wachsen die Berge aus der Erde hervor. Tiefer und tiefer versinkt das Tal.